

HANSER

www.hanser-lesekreise.de



Wenn Sie Fragen haben, wenden Sie sich gerne an lesekreise@hanser.de

FÜR IHREN LESEKREIS

STENDHAL

Rot und Schwarz

Einer der größten Romane der Weltliteratur in der glänzenden Neuübersetzung von Elisabeth Edl. Es ist die Geschichte von Julien Sorel, dem Emporkömmling aus der Provinz, der nach Geld und Macht strebt und nach anfänglichem Erfolg den Untergang in einer von Geld und sozialer Hierarchie bestimmten Welt erleben muss. »Das beste Werk von Stendhal« (Johann Wolfgang von Goethe) ist mit einem überaus reichen Anhang nun neu zu entdecken.

872 Seiten. Herausgegeben und übersetzt von Elisabeth Edl
Mit Nachwort, Zeittafel und Anmerkungen. Leinen, Fadenheftung, Lesebändchen

LESEKREISMATERIAL · STENDHAL · ROT UND SCHWARZ · 1

Fragen für Ihre Diskussion im Lesekreis

- 1 Stendhal schrieb 1832: »Meine Werke betrachtete und betrachte ich immer noch als Lose in einer Lotterie. Ich glaube, man wird mich erst 1900 lesen.« Und er hat ja großartig recht behalten. Was glauben Sie – warum ist das so? Und warum war der Mann sich da so sicher? Und können Sie sich erklären, warum er so verkannt war zu seiner eigenen Zeit?
- 2 Stendhal hat etwas sehr Ungewöhnliches getan: seinen eigenen Roman rezensiert (in unserer Ausgabe auf den Seiten 734–757). Versteht dieser Autor sich wirklich besser als die anderen ihn verstanden haben?
- 3 In *Rot und Schwarz* erklärt der Autor selber, was ein Roman für ihn ist (Kapitel II/19): »Ach, Monsieur, ein

Roman ist ein Spiegel, der eine Landstraße entlangspaziert. Mal spiegelt er das Blau des Himmels wider, mal den Schlamm der Drecklöcher auf der Straße. Und der Mann, der den Spiegel auf seinem Rücken trägt, wird von Ihnen der Unmoral beschuldigt! Sein Spiegel zeigt den Schlamm, und Sie beschuldigen den Spiegel! Beschuldigen Sie lieber die Landstraße mit ihren Drecklöchern oder noch besser den Beamten von der Straßenaufsicht, der zuläßt, daß das Wasser faulig wird und ein Dreckloch entsteht.« Ist das für Sie eine gute Erklärung? Verstehen Sie dadurch den Autor besser?

Ein Kommentar der Übersetzerin Elisabeth Edl

Das Glück in der modernen Welt: Ein Roman und sein Autor

Stendhal ist ein Klassiker und der Außenseiter der französischen Literatur. Dieses Doppelgesicht ist sowohl in seinem Werk als auch in seiner Person angelegt, und Stendhal hat es gewußt: Seine berühmte Widmung »To the happy few« bezeugt, daß er sich außerhalb des Stroms der zeitgenössischen Literatur sah. Den Zeitgenossen selbst, sofern sie ihn überhaupt beachteten, ging das nicht anders, seien es bedeutende Schriftsteller gewesen oder heute vergessene Kritiker. Über den Abstand von mehreren Generationen des europäischen Romans hinweg mag es nicht unmittelbar einleuchten, was *Rot und Schwarz* für seine ersten Leser zu einem so verstörenden Buch machte, doch ein Blick auf die einhelligen Reaktionen ist eindeutig: »Stendhal vient de froisser le cœur humain«, schrieb Honoré de Balzac, und der anonyme Kritiker von *Le Temps* nannte Stendhal einen »désenchanteur par excellence«. In den Rezensionen findet sich auch Lob für das große Buch, doch die Irritation drängt sich überall in den Vordergrund. Und beide treffen genau das, was Stendhal von seinen Zeitgenossen trennte: die illusionslose Wahrheitssuche, die mitleidlose Analyse, die Nüchternheit der Sprache. Stendhal ist nicht grausam zu seinen Figuren, zu Julien Sorel, Madame de Rênal und Mathilde de La Mole, Satire oder Karikatur war nicht seine Sache, doch er erspart ihnen nichts. Kein Zug ihres Charakters, keine große oder kleine Peinlichkeit, kein Fehler und keine Selbsttäuschung wird mit Trost, Verklärung gemildert, und auch die Ironie hat nichts von versöhnlichem Humor. Stendhal hat die Menschen seiner Zeit gezeichnet, wie er sie sah, und der Blick des Außenseiters kannte keine Gefälligkeit

gegenüber wem auch immer. Wer von den Zeitgenossen sich in diesem Porträt erkannte, der erkannte sich nicht gerne. Man zog es vor, nicht allzu genau hinzusehen, und genau deshalb erlebte Stendhal sein Zeitalter als das der hypocrisie.

Dieses Außenseitertum bestimmt auch seine ambivalente Stellung in der französischen und europäischen Literatur. Man hat sich angewöhnt, Stendhal mit Honoré de Balzac und Gustave Flaubert als Begründer des realistischen Gesellschaftsromans anzusehen, der das geistige Frankreich des 19. Jahrhunderts geprägt hat. Dies ist ohne Zweifel richtig, und doch ist seine Gestalt damit niemals zureichend erfaßt. Auch der psychologische Roman und der Ideenroman beriefen sich auf Stendhal, während etwa Julien Gracq in ihm einzig den Artisten und gegen-realistischen Sprachkünstler sah, und der Leser in der Nachfolge Nietzsches den Verteidiger des großen, starken Individuums gegen eine schwache Zeit; zu schweigen von seinem Einfluß auf die Literatur autobiographischer Selbstanalyse. Von all dem hat Stendhal etwas, und in nichts davon liegt er ganz. Mit den Worten Paul Valérys: »Man kommt mit Stendhal an kein Ende. Ich kenne kein größeres Lob.«

Stendhals Anfänge als Schriftsteller liegen in der Epoche der Romantik, mit der ihn vieles verbindet; doch in den Figuren von Victor Hugo und besonders von Chateaubriand lehnte er sie aus tiefstem Herzen ab. Deren Literatur verkörperte für ihn alles, was er haßte: sprachlichen Pomp, unrealistische Figuren und Handlungen, bedeutungsvolle Überhöhung durch hohles Pathos, Überschwang und Eleganz als

Selbstzweck. Dass Stendhal in der ewigen querelle des anciens et modernes ein Moderner war, versteht sich von selbst, und im Werk zeigt dies vor allem die nüchterne Sprache. Der realistische Anteil, der ihn zum Vorläufer des 20. Jahrhunderts machte, ist heute so augenfällig, daß vielleicht ausdrücklich gesagt werden muß, wie unerhört seinerzeit ein Roman wirken mußte, der so tief und unabtrennbar in der eigenen Gegenwart verankert war. *Rot und Schwarz* ist weder im ganzen noch im Detail ohne den historischen Hintergrund zureichend zu verstehen, und gerade die Durchdringung sogar des Details mit historischer Wirklichkeit macht das Ungewöhnliche aus. Die Geschichte Julien Sorels ist so nur in der kurzen Zeitspanne der Restauration, in den sechzehn Jahren zwischen 1814 und 1830 denkbar, und das prägt Dialoge ebenso wie Briefe, den Tagesablauf und die Essgewohnheiten.

Vor allem aber prägt es die Figuren selbst, und genau damit hat dieser »Ernüchterer« das »menschliche Herz« verletzt. Als erster und mehr noch als Balzac zeigt er, daß dort, wo ein schmeichelhafter Selbstbetrug unverwechselbare Individualität sehen will, die Kräfte der Epoche und der Gesellschaft bereits ihr Werk tun. Die Hierarchien der Restaurationsgesellschaft verhindern es, daß ein Charakter wie der Juliens das verwirklichen kann, was in ihm angelegt ist, zugleich aber ist dieser in seinem Bestreben nach Aufstieg und Anerkennung von den Regeln der ihm feindlichen Zeit bereits zutiefst durchdrungen. Die schöne Illusion des Menschen von sich selbst zerfällt vor diesem harten Blick.

Dass aber Stendhal die Wirklichkeit und ihre Kräfte immer durch das Innere, die Psychologie seiner Figuren hindurch reflektiert, niemals jedoch einfach nur die äußere Wirklichkeit abmalt, unterscheidet ihn vollständig von jenem Realismus, der dann die naturalistische Schule hervorbrachte. Es ist bemerkenswert, dass der zweite Teil des Romans, der nahezu vollständig in Paris spielt, keinerlei Bild der großen Stadt entwirft. Wie anders ausgesehen hätte das bei Balzac! Bei Balzac, der wie kein anderer die visuelle Vorstellung des Mythos' von Paris im 19. Jahrhundert bestimmt hat. Nichts davon bei Stendhal. Die Pariser Kapitel seines Romans spielen in Interieurs, in Stadtpalästen, im Opernhaus, zuweilen im Garten. Paris, die Hauptstadt des 19. Jahrhunderts, wie sie Walter Benjamin beschrieb, kommt hier nicht vor; im Gegenteil: *Rot und Schwarz* endet präzise an dem historischen Augenblick, da die große Epoche, der Benjamins Deutung ihren Namen geben sollte, unmittelbar vor der Türe steht.

An dieser historischen Zwischenstellung liegt ein Gutteil des Reizes und der Kraft von Stendhal – des Menschen und seines Werks. René Girard bezeichnete die »Grundfrage« dieses Werkes so: »Warum sind die Menschen nicht glücklich in der modernen Welt?« Wenn Stendhal diese Frage als erster so präzise stellte, dann ist er hierin der Moderne avant la lettre, mehr noch als im realistischen Anteil seines Schreibens. Denn das so formulierte »Unbehagen an der Moderne« ist tatsächlich die Triebkraft der französischen Literatur des Jahrhunderts: der großen Desillusions-

romane von Flaubert, Maupassant und Zola ebenso wie der säkularen Lyrik Baudelaires. Doch Stendhals Stellung ist noch eine vollkommen andere. Wenn Goethe in diesem »talentvollen Menschen« einen »Offizier, Employé oder Spion, wohl auch alles zugleich« vermutet, dann trifft er natürlich genau das Nach-Revolutionäre, Nach-Napoleonische, kurz: das 18. Jahrhundert an Henri Beyles abenteuerlicher Existenz. Von nichts war dieser weiter entfernt als von der Lebensform des bürgerlichen Schriftstellers à la Flaubert, von der Verkleidung des literarischen Außenseiters im bürgerlichen Gewand. Als Figur verbindet ihn mehr mit dem Vorgänger Choderlos de Laclos als mit dem Nachfolger. In seinem Werk hallt noch jene große Epoche wider, die das 18. Jahrhundert abschloß; in seinem Leben verkörperte er noch einmal jenen Typus des Abenteurers und Literaten, der mit ihm selbst dann verschwinden sollte. Der Kult Napoleons als Antidot gegen eine schwache, verbürgerlichte Moderne ist genau das, was Flaubert in seiner *Éducation sentimentale*, jenem Ernüchterungsroman par excellence, der *Rot und Schwarz* so viel verdankt, vollkommen unmöglich geworden war.

Die Geste, mit der Stendhal in *Rot und Schwarz* seine Epoche verwirft, ist von konsequenter Radikalität. Die Langeweile, der ennui, dem Baudelaire noch poetische Qualitäten abgewinnen sollte, ist auch für ihn die Krankheit des Jahrhunderts, doch in all ihrer Leere und Trivialität; und das Abgleiten ins Pittoreske, in romantische Sozialkritik, vor dem selbst Balzac nicht ganz sicher war, ist bei ihm vollkommen ausgeschlossen. Zwar war Henri Beyle ganz gewiß der Liberale, als der sich der Erzähler des Romans selbst zu erkennen gibt, doch die Radikalität des Romans darf nicht mit politischer Parteinahme verwechselt werden und sie beruht auch nicht auf einer Analyse von Gesellschaftsverhältnissen. An den unteren Klassen, wie sie schon bei Balzac eine ganz andere Rolle spielen, war Stendhal nicht interessiert; in *Rot und Schwarz* gibt es zwar Dienstboten, jedoch nur als marginale Nebenfiguren, und auch die Schilderung der Fabriken von Verrières im ersten Kapitel kommt ganz und gar ohne die dort arbeitenden Menschen aus. Julien Sorel, der sich so oft über seine soziale Deklassierung beklagt, stammt keineswegs aus einer armen Familie. Berühmt ist der Ausspruch Napoleons: In seiner Armee trage jeder Infanterist den Marschallstab im Tornister. Diese Möglichkeit, durch individuelles Verdienst die sozialen Hierarchien außer Kraft zu setzen, wurde von der bürgerlichen, klerikalen Restauration zerstört, und Juliens Geschichte ist dafür repräsentativ. Stendhal sah in der Restauration nicht etwa, wie es die banale politische Interpretation will, eine Wiederkehr des Ancien régime, im Gegenteil: Auch die Aristokratie ist angefressen von der Krankheit des Jahrhunderts, und sie lebt in steter Angst vor der Wiederkehr der Revolution. Der Provinzadlige wie Monsieur de Rênal steht nicht über dem Bürger, er ist sein Konkurrent, und er kann den Wettbewerb auch verlieren. Aber der Bürger, der gewinnt, wird auch durch den Adelstitel, Baron de Valenod beweist es, kein Adliger. Stendhal, der so tief verwurzelt ist im 18. Jahrhundert, wußte, dass dieses definitiv Vergangenheit war.

Stendhals Verwerfung seiner Zeit ist vor allem auch Haltung und Existenzweise. »Henri Beyle ist in meinen Augen viel mehr ein Typus des Geistes als ein Literat«, schrieb Valéry. »Er ist viel zu ausschließlich er selber, als daß man ihn auf einen Schriftsteller reduzieren könnte.« So ist es nicht erstaunlich, daß der Außenseiter, bevor er noch gelebter Klassiker war, zum Gegenstand der Verehrung durch eine verschworene Gemeinschaft wurde, zum Fixpunkt einer ganzen Lebens- und Existenzform, des »Beylisme«. Geistige Unabhängigkeit, Überlegenheit und Beweglichkeit, Verachtung des gesellschaftlichen wie des ästhetischen Juste milieu gehören dazu, aber auch eine ganz eigentümliche Stellung zum eigenen Werk. Stendhal ist nicht Schriftsteller in dem

Sinne, daß er Schritt für Schritt an der Reihe seiner Werke gearbeitet hätte; das Schreiben war ihm vielmehr eine mögliche Existenzäußerung neben anderen: Liebe, Reisen, Kunst, Musik. Und er, der erst spät im Leben Romane veröffentlichte und nicht mehr als deren drei, ist auch kein Romancier im zünftigen Sinne; sein Leben und sein Verhältnis zur Welt sprachen sich genauso in seinen Reisebüchern aus, in seinen beiden großen autobiographischen Selbsterkundungen oder in seinen Schriften zu Kunst und Musik, wobei alle seine Schriften mit unendlich vielen Fäden ineinander verwoben sind. Dass er dabei zwei der größten Romane der Weltliteratur schuf, mag beinahe wie ein Wunder wirken. Er hätte darin die Bestätigung seines stolzen Außenseitertums gesehen, zu Recht.

Georg M. Oswald

Die bittere Wahrheit

Henri Beyle, genannt Stendhal, schenkte der Weltliteratur zwei große Romane, die noch heute gelesen werden. Den einen, *Die Kartause von Parma*, schrieb er in 52 Tagen. Er zählt über 600 Seiten. Er brachte dem zu Lebzeiten nicht sonderlich beachteten Autor einige Jahre vor seinem Tod ein wenig Ruhm. Neun Jahre zuvor hatte er, ohne damit für großes Aufsehen zu sorgen, seinen ersten großen Wurf gelandet. Der Umfang von *Rot und Schwarz* steht dem der *Kartause* nicht nach, obwohl sich Stendhal ein bißchen mehr Zeit gelassen hatte – etwas mehr als ein Jahr.

Aber man wird nicht berühmt, indem man in Windeseile dickleibige Romane produziert, schon gar nicht, wenn man als Berufsschriftsteller nicht ernst genommen wird, weil man andere Dinge im Kopf hat. Diese »anderen Dinge« waren im Fall Stendhals Napoleon Bonaparte und dessen Aufstieg zum französischen Imperator. Als sich Bonaparte 1804 auf den Kaiserthron setzte, war Stendhal einundzwanzig, dilettierte als Schauspielschüler in Paris, versuchte sich als Autor an einem Theaterstück und lief Frauen hinterher. 1806 aber tritt er in Napoleons Armee ein und folgt ihr nach Braunschweig und Berlin. Zum Offizier ernannt, führt Stendhal ein mondänes Leben zwischen Paris, Wien, Berlin, Straßburg, Mailand, Bologna und Rom. Hohe Ämter werden ihm übertragen, er macht Karriere. Die wenigen Jahre, die dem Empire bis 1814 noch verbleiben, verlaufen glanzvoll für ihn.

Nach der Abdankung und Verbannung Napoleons verabschiedet sich Stendhal vorerst nach Mailand, wo er in liberalen, romantischen Kreisen verkehrt und unter anderem Lord Byron begegnet. Mittlerweile lebt er von seinem halbierten Sold, aber er braucht nicht viel, und er hat genug Zeit zu reisen und zu schreiben. Er ist zweiunddreißig, als sein erstes Buch erscheint, biographische Betrachtungen über Haydn, Mozart und Métastasio. Zehn Jahre lang, bis 1828, führt er das Leben eines mondänen Dandys zwischen Paris,

Mailand, Rom, Bologna, Florenz und Parma. Er kreiert eine Lebensanschauung, die er »Beylisme« nennt, und profiliert sich als scharfzüngiger Salonlöwe.

Julien, der Protagonist von *Rot und Schwarz*, wird ihm später zum Exempel dieser Haltung werden. Einer, der sich auf der Suche nach dem Glück weder von moralischen noch gesellschaftlichen Verboten beeindrucken läßt. Weil er seinen liberalen, bonapartistischen Überzeugungen auch in den Zeiten der Restauration treu geblieben ist, muß er Mailand schließlich verlassen. Als er in Paris ankommt, ist Stendhal fünfundvierzig Jahre alt, ohne Geliebte, ohne Stellung, ohne nennenswertes Einkommen und ohne Reputation als Schriftsteller. In dieser Situation liest er in der *Gazette des Tribunaux*, einem Blättchen, das populär über mehr oder weniger spektakuläre Gerichtsprozesse berichtet, von der »Affäre Berthet«. Im Februar 1828 wurde ein Emporkömmling namens Antoine Berthet zum Tod durch die Guillotine verurteilt, weil er versucht hatte, eine Frau zu töten, in deren Familie er als Hauslehrer engagiert gewesen war. Eine eher banale Geschichte. Aber Stendhal erkennt darin das Schicksal einer ganzen Epoche wieder und verwendet sie als Vorlage für *Rot und Schwarz*.

»Nichts bringt größere Verlegenheit, als stolz und mittellos geboren zu sein«, heißt es bei Vauvenargues. Dies gilt um so mehr, je weniger sich an diesem Zustand etwas ändern läßt. Julien Sorel ist Stendhals Held und sein Alter ego. Der schwächliche, aber hübsche Sohn eines hartherzigen und brutalen Bauern in der Provinz hat hochfliegende Pläne. »Von frühester Kindheit an hatte er Augenblicke überspannter Schwärmerei. Dann träumte er genüßlich davon, wie er eines Tages den hübschen Frauen von Paris vorgestellt würde und durch eine herausragende Tat ihre Aufmerksamkeit erregen könnte. Warum sollte ihn nicht eine von ihnen lieben, so wie Bonaparte, als er noch arm war, von der außergewöhnlichen Madame de Beauharnais geliebt worden war?

Seit vielen Jahren verbrachte Julien wohl keine Stunde seines Lebens, ohne sich zu sagen, daß Bonaparte, ein unbekannter und besitzloser Leutnant, sich durch sein Schwert zum Herrn der Welt gemacht hatte. Dieser Gedanke tröstete ihn über sein Unglück hinweg, das er für groß hielt, und er verdoppelte seine Freude, wenn er welche empfand.«

Das ist Juliens wie Stendhals Credo: Der gesellschaftliche Aufstieg soll das Mittel zur Selbstentfaltung sein. Weder sich selbst noch seinen Helden denunziert Stendhal damit als Karrieristen oder Opportunisten, er macht sich allerdings auch keine Illusionen darüber, daß jeder Erfolg teuer bezahlt werden muß. Im Fall Juliens zu teuer.

Julien ist clever, die Natur hat ihn mit einem ausgezeichneten Verstand ausgestattet, schon früh beginnt er viel zu lesen, der Pfarrer der Kleinstadt Verrières, in der Julien anfangs lebt, wird auf ihn aufmerksam und bringt ihm Latein bei. Bald kann er das komplette Neue Testament auswendig, eine erstaunliche Fähigkeit, die ihm alle Türen öffnet. Eine sarkastische Pointe, die während der Restauration allerdings realen Boden hatte. Julien verwirklicht den Traum, seinen verhassten Heimatort und die Enge seiner bäuerlichen Herkunft zu verlassen, mit enormer Hartnäckigkeit. Er wird Hauslehrer bei dem aufgeblasenen Bürgermeister von Verrières, der sich davon ein gewisses Prestige »bei den Leuten« verspricht, und beginnt ein Verhältnis mit dessen sanfter, von Skrupeln geplagter Frau. Als die Geschichte zum öffentlichen Skandal zu werden droht, flieht Julien ins Priesterseminar nach Besançon.

Die Schilderung des Seminars mit seinen Anwärtern, Abbés und Hilfslehrern wird für Julien zur Groß-Metapher für die verdorbene Gesellschaft, in der er leben muß. »Unter Napoleon wäre ich Offizier geworden; unter diesen zukünftigen Pfarrern werde ich Generalvikar.« Für Julien ist die katholische Kirche ein Unternehmen, dessen Ziele und Interessen ihn kalt lassen. Er will nach oben, das ist alles, und er verachtet eine Gesellschaft, die sich tausend und abertausend Regeln ausdenkt, um zu verhindern, daß dies einem wie ihm gelingen könnte. Es bleibt ihm nur, in der Verstellung sein Heil zu suchen. Und tatsächlich, er findet im Leiter des Seminars einen Verbündeten, der ihm eine Stelle als Sekretär im Hause des Marquis de la Mole in Paris verschafft. Julien gewinnt sein geschäftliches Vertrauen und das Herz seiner Tochter. Sie wird schwanger, und unter dem Druck dieser nicht zu leugnenden Tatsache verschafft der Marquis de la Mole Julien einen Adelstitel und einen militärischen Rang. Doch dann erreicht Marquis de la Mole ein Brief von Madame de Rénard, und Julien fliegt als Emporkömmling auf.

Alle Welt spricht von der Liebesgeschichte zwischen Julien und Madame de Rénard. Aber was dieses Buch bis heute

hochaktuell sein läßt, ist seine Beschreibung einer Gesellschaft, die in einer Art materialistischem Primitivismus versinkt, in der ausschließlich Arschkriecherei, Mittelmäßigkeit, die Zugehörigkeit zur richtigen Seilschaft und die Anbetung der lächerlichsten Autoritäten zum Erfolg führen. Die zeitgenössische Kritik vermochte denn auch in *Rot und Schwarz* nichts Großes zu erblicken, es dauerte etwa fünfzig Jahre, bis dem Buch die Bedeutung zugeschrieben wurde, die es heute noch hat.

Der Carl Hanser Verlag hat jetzt eine Neuauflage veranstaltet. Sie ist ein Muster an Sorgfalt, und das ist der Herausgeberin und Übersetzerin Elisabeth Edl zu danken. 872 Seiten zählt der Band, 674 gehören dem Roman, 198 einem Anhang, der es an Substanz mit jeder historisch-kritischen Edition aufnehmen könnte, wenn es denn eine deutsche gäbe. Nachwort, Anmerkungen zur Ausgabe und zur Übersetzung, ein längerer Artikel Stendhals über *Rot und Schwarz*, eine ausführliche Zeittafel zur Biographie und die gar nicht genug zu lobenden, mehr als hundertseitigen Anmerkungen zum Text ergeben zusammen einen »Roman des Romans«, der es an Spannung mit seinem Gegenstand aufnehmen kann.

Die Übersetzung von Elisabeth Edl liest sich, als habe sie den Staub von hundertsiebenzig Jahren von dem Buch geblasen, weil sie als erste auf alle betulich-glättenden – vermeintlich »literarisierenden« – Eingriffe verzichtet hat. Tatsächlich bedurfte allerdings nicht das Original einer Auffrischung, sondern unsere Perspektive darauf. Es ist leicht, sich über vergangene Übersetzungen lustig zu machen. Besser ist es, sie als Ausdruck der literarischen Vorurteile und Vorlieben ihrer Zeit zu betrachten. Stendhals Stilbegriff ist heute nicht weniger verwegen, als er es zu seiner Zeit war, da waren – und sind selbst heute – Mißverständnisse unvermeidlich. Das Präzise, das »Dichterische« als Emphase und Pathos waren Stendhal ein Greuel. Er bewunderte die Sprache des *code civil*. Auf Balzacs Stil-Kritik der *Kartause* antwortete er: »Ich sehe nur eine Regel: der Stil kann gar nicht klar und einfach genug sein.« Eine Auffassung, die all jenen, die, wenn sie Dichtung sagen, nichts Genaueres meinen, immer schon mißfallen mußte. Elisabeth Edl: »Stendhals Stilideal war alles andere als konventionell; es war ihm um etwas anderes zu tun, um, mit dem Motto zum Ersten Buch gesprochen: »Die Wahrheit, die bittere Wahrheit – schnörkellos, genau und nüchtern. Diese Wahrheit Stendhals zu zeigen ist das Ziel der vorliegenden Neuübersetzung.« Es ist erreicht, denn die Wahrheit von *Rot und Schwarz* strahlt in dieser Ausgabe so hell wie am ersten Tag.

Alle Rechte vorbehalten. © *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 21.3.2004